

ALAN HOLLINGHURST

Des
Fremden
KIND

ALAN HOLLINGHURST

Des
Fremden
KIND

Roman

Aus dem Englischen
von Thomas Stegers

Karl Blessing Verlag

Titel der Originalausgabe: *The Stranger's Child*
Originalverlag: Picador

Die Übersetzung der Gedichte und Liedtexte ins Deutsche
besorgte Thomas Eichhorn.

Die Arbeit des Übersetzers wurde gefördert
vom Deutschen Übersetzerfonds e. V. mit Mitteln der Kulturstiftungen
des Bundes und der Länder sowie des Auswärtigen Amtes.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Alan Hollinghurst
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-486-5

www.blessing-verlag.de

I. M.
Mick Imlah
1956–2009

1. Teil

»Two Acres«

Seit über einer Stunde lag sie in der Hängematte und las Gedichte. Das war nicht so einfach: Sie musste die ganze Zeit an George denken, der bald mit Cecil eintreffen würde, außerdem rutschte sie fast willenlos Stück für Stück immer tiefer, bis sie, zu einem Knäuel zusammengesunken, das Buch über sich halten musste, was ermüdend war. Allmählich schwand das Licht, und die Wörter auf dem Papier fingen an, sich voreinander zu verstecken. Sie wollte Cecil unbedingt sehen, seinen Anblick in sich aufsaugen, noch bevor er sie entdeckte, ihr vorgestellt werden und sie fragen würde, was sie las. Vermutlich hatte er seinen Zug verpasst, jedenfalls den Anschlusszug, und sie stellte sich vor, wie er in Harrow und Wealdstone den langen Bahnsteig auf und ab ging und sein Kommen bereits bedauerte. Als fünf Minuten später die über dem Steingarten untergehende Sonne den Himmel rosa verfärbte, schien es plötzlich möglich, dass sich etwas Schlimmeres zugetragen haben könnte. Mit feierlichem Ernst malte sie sich aus, ein Telegramm würde eintreffen, die Nachricht die Runde machen, und sie würde hemmungslos weinen; dann sah sie sich viele Jahre später einem anderen dieses Ereignis schildern, wobei sie noch immer nicht entschieden hatte, um was für eine Nachricht es sich eigentlich handeln würde.

Im Wohnzimmer wurden die Lampen angezündet, und durch das geöffnete Fenster hörte sie, wie sich ihre Mutter mit Mrs Kalbeck unterhielt, die zum Tee gekommen war und dazu neigte, länger zu bleiben, da bei ihr zu Hause niemand auf sie wartete. Durch das Licht, das bis auf den Weg hinaus schien, wirkte der Garten plötzlich einsamer. Daphne glitt von

der Hängematte, schlüpfte in die Schuhe und vergaß ihre Bücher. Sie ging auf das Haus zu, doch diese besondere Stunde des Tages, das Geheimnisvolle, das sie barg und das sie bislang übersehen hatte, ließ sie innehalten, lockte sie den Rasen hinunter, den Steingarten entlang, wo der Teich, in dem sich die Schattenrisse der Bäume spiegelten, so tief schien wie der weiße Himmel. Es war jener ausgedehnte, stille Moment, wenn Hecken und Zäune im Dämmer verschwammen, doch alles aus der Nähe Betrachtete, eine Rose, eine Begonie, ein glänzendes Lorbeerblatt, sich mit einem verborgenen Farbpuls wieder dem Tag übereignete.

Sie hörte ein schwaches, vertrautes Geräusch, das Schlagen des morschen Tors gegen den Pfosten weiter unten im Garten, dann eine fremde, gereizte Stimme, schließlich Georges Lachen. Er musste mit Cecil den anderen Weg genommen haben, über Bentley Priory und den Wald. Daphne lief die schmalen, halb überwucherten Stufen des Steingartens hinauf und konnte von oben die beiden im Gehölz erkennen. Sie verstand nicht genau, was sie sagten, doch Cecils Stimme verstörte sie, rasch und resolut nahm sie den Garten, das Haus, ja das ganze bevorstehende Wochenende scheinbar in Beschlag. Es war eine exaltierte Stimme, die sich nicht darum kümmerte, wer sie hörte, doch lag auch etwa Spöttisches und Überhebliches in ihrem Tonfall. Daphne blickte zurück zum Haus, der dunklen Masse, dem Dach und den Kaminschlotten, die sich vor dem Himmel abzeichneten, den erleuchteten Fenstern unter der niedrigen Traufe, und sie dachte an Montag und an das Leben, das sie alle bereitwillig wieder aufnahmen, wenn Cecil weg wäre.

Unter den Bäumen war es schon düsterer, und das Wäldchen, das sie bildeten, schien größer als sonst. Die Jungen bummelten, trotz Cecils drängendem Unterton. Während sie zwischen den Birkenstämmen entlangschlenderten, fing sich

in ihrer hellen Kleidung und auf der Krempe von Georges Strohhut das nachlassende Licht, nur ihre Gesichter waren kaum auszumachen. George war stehen geblieben und stocherte mit dem Fuß in etwas herum, Cecil, größer, dicht neben ihm, als wollte er den Anblick mit ihm teilen. Vorsichtig ging Daphne auf sie zu, und es dauerte eine Weile, bis sie begriff, dass die beiden ihre Anwesenheit nicht bemerkt hatten. Sie hielt inne, lächelte unsicher, schnappte aufgeregt nach Luft und fing an, verwirrt und angespannt, ihre Stellung zu ergründen. Cecil war ein Gast, ein Erwachsener, dem man keinen Streich spielte, doch über George hatte sie Macht – bloß wusste sie damit nichts anzufangen. Jetzt legte Cecil wie zum Trost eine Hand auf Georges Schulter, obwohl auch er lachte, leiser als vorher; ihre Hutkrempen stießen aneinander, überlappten sich. Cecils Lachen hatte, wie sie jetzt fand, doch etwas Freundliches, immerhin, ein knappes, spaßiges Wiehern, wenn auch sie selbst, wie so oft, in den Spaß nicht eingeweiht war. Dann hob Cecil den Kopf, sah sie und sagte: »Oh, hallo!«, als wären sie sich schon öfter begegnet und hätten Freude daran gehabt.

George war im ersten Moment verduzt, knöpfte sich hastig das Jackett zu und sagte, ziemlich scharf: »Cecil hat den Zug verpasst.«

»Muss er wohl«, sagte Daphne, die sich für einen trockenen Tonfall entschied, um sich zu wappnen gegen die ständig lauende Gefahr, gehänselt zu werden.

»Und dann musste ich mir natürlich noch Middlesex ansehen«, sagte Cecil. Er trat auf sie zu und schüttelte ihre Hand. »Mir kommt es so vor, als wären wir durch das ganze County gewandert.«

»Er hat dir den Weg über die Felder gezeigt«, sagte Daphne. »Es gibt den Weg über die Felder und den Weg durch die Vororte, Letzterer ist nicht annähernd so reizvoll. Man stapft einfach immer nur Stanmore Hill hinauf.«

George schnaufte verlegen und zugleich erleichtert. »So, Cess, jetzt kennst du meine Schwester.«

Cecils Hand, warm und hart, hielt die ihre noch immer gönnerhaft umklammert. Es war eine große Hand, irgendwie unempfindlich, eine Hand, die eher gewohnt war, Ruder und Seile zu packen als die schlanken Finger sechzehnjähriger Mädchen. Daphne nahm seinen Geruch auf, nach Schweiß und Gras, und seinen sauren Atem. Als sie ihm ihre Hand entziehen wollte, drückte er sie noch mal, ein, zwei Sekunden lang, bevor er sie freigab. Es war ihr unangenehm, doch im nächsten Moment spürte sie, dass ihre Hand die Erinnerung an seine bewahrte, und beinahe hätte sie sie zwischen den Schatten hindurch ausgestreckt und seine noch mal berührt.

»Ich habe Gedichte gelesen«, sagte sie, »aber dann wurde es leider zu dunkel.«

»Ah!«, sagte Cecil mit einem spitzen Lachen, fast einem Kichern, doch sein Blick war freundschaftlich, das spürte sie. In der Dämmerung mussten sie angestrengt hinschauen, um die Miene des anderen genau zu erkennen, was den Anschein hatte, als interessierten sie sich besonders füreinander. »Von wem?«

Es waren Gedichte von Tennyson, aber sie hatte auch die Zeitschrift *Granta* gelesen, in der drei Gedichte von Cecil abgedruckt waren, »Corley«, »Morgengrauen auf Corley« und »Corley, Dämmerung«. »Ach, Alfred, Lord Tennyson.«

Cecil nickte bedächtig und schien nach einer geistreichen Erwiderung zu suchen. »Glauben Sie, dass er heute noch von Bedeutung ist?«, sagte er.

»Aber ja«, antwortete Daphne entschieden, überlegte dann aber, ob sie seine Frage verstanden hatte. Flüchtig blickte sie zwischen die Baumreihen, wie um andere, verborgene Blickwinkel aufzuspüren. George behelligte sie häufig mit diesem Cambridge-Gerede, bei dem man auf Dingen beharrte, die

unmöglich gemeint sein konnten. Es war eine raffinierte Form, sich über jemanden lustig zu machen, und sie offenbarte einem nie, warum die Antwort, die man gegeben hatte, falsch war. »Wir lieben unseren Tennyson«, sagte sie. »Hier auf Two Acres.«

Schelmisch blickte Cecil unter der breiten Krempe seines Strohhuts hervor. »Ich sehe, wir verstehen uns«, sagte er. »Wir könnten uns ja gegenseitig alle unsere Lieblingsgedichte vorlesen – falls Sie gerne laut vortragen.«

»Oh, ja!«, sagte Daphne, schon von Vorfreude gepackt, obwohl sie Hubert noch nie laut hatte vorlesen hören, außer mal einen Leserbrief in der *Times*, dem er zustimmte. »Und welches ist Ihr Lieblingsgedicht?«, fragte sie, für einen Moment besorgt, sie könnte es nicht kennen.

Cecil lächelte sie beide an, kostete seine Entscheidungsmacht aus und sagte dann: »Nun, das werden Sie erfahren, wenn ich es Ihnen vorlese.«

»Hoffentlich ist es nicht ›Die Lady von Shalott‹«, sagte Daphne.

»Oh, die ›Lady von Shalott‹ gefällt mir sehr.«

»Ich wollte damit sagen, es ist mein Lieblingsgedicht«, korrigierte sich Daphne.

»Jetzt kommt schon«, scheuchte George sie mit ausgebreiteten Armen vorwärts. »Mutter begrüßen.«

»Übrigens«, sagte Daphne, »ist Mrs Kalbeck auch da.«

»Dann sollten wir versuchen, sie loszuwerden«, sagte George.

»Versuchen kannst du es ja ...«, sagte Daphne.

»Mir tut Mrs Kalbeck jetzt schon leid«, sagte Cecil. »Wer immer sie sein mag.«

»Sie ist eine große Küchenschabe«, sagte George, »die meine Mutter vergangenes Jahr nach Deutschland begleitet hat und seitdem nicht von ihr lassen kann.«

»Mrs Kalbeck ist eine Witwe aus Deutschland«, erklärte Daphne im Ton bekümmertester Sachlichkeit und mit einem bedauernden Kopfschütteln. Auch Cecil hatte die Arme ausgebreitet, und ohne zu überlegen, tat sie das Gleiche; für einen Moment schien es, als hätten drei sanfte Rebellen ein Bündnis geschlossen.

2

Während das Dienstmädchen das Teegeschirr abräumte, stand Freda Sawle auf und schlenderte zwischen den Sofatischen und zahllosen kleinen Sesseln zum geöffneten Fenster. Über dem bepflanzten Steinhügel glühten rosa einige Wolkenfetzen, und der Garten war mit dem ersten Grau der Dämmerung verstummt. Es war die Stunde des Tages, die ihr aufs Gemüt schlug. »Irgendwo da draußen ist mein Kind und verdirbt sich die Augen«, sagte sie und wandte sich dem wärmeren Licht des Zimmers zu.

»Falls sie ihre Gedichtbüchlein dabei hat«, sagte Clara Kalbeck.

»Sie hat sich mit einigen Gedichten von Cecil Valance befasst. Sie meint, sie seien sehr schön, aber nicht so gut wie die von Swinburne oder Lord Tennyson.«

»Swinburne ...«, ließ sich Mrs Kalbeck naserümpfend vernehmen.

»Alle Gedichte von Cecil, die ich bisher gelesen habe, handeln von seinem Elternhaus. Aber George sagt, es gebe auch noch andere, von eher allgemeinem Interesse.«

»Ich kenne mich allmählich recht gut aus im Haus von Cecil Valance«, sagte Clara mit einer Schroffheit, die noch ihrer liebenswürdigsten Bemerkung eine sarkastische Note gab.

Freda schritt vor bis zur Musikecke des Raums, einem Erker, in dem ein Klavier und ein dunkler Grammofonschrank standen. George hatte sich nach seinem Besuch auf Corley Court recht kritisch über Two Acres geäußert: Es habe die Tendenz, »sich in Nischen aufzulösen«. Diese Nische besaß ein eigenes Fensterchen und wurde von einem breiten Eichenbalken überspannt. »Sie haben sich verspätet«, sagte Freda, »aber George hat mich schon vorgewarnt, Cecil sei, was Pünktlichkeit betrifft, ein hoffnungsloser Fall.«

Clara blickte nachsichtig zur Uhr auf dem Kaminsims. »Sie werden noch ein bisschen umherschweifen, denke ich.«

»Wer weiß, was George ihm antut!« Freda erschrak selbst über ihren scharfen Ton.

»Vielleicht hat er in Harrow und Wealdstone den Anschluss verpasst«, sagte Clara.

»Das wird es sein«, sagte Freda, und für einen Augenblick standen die beiden Namen mit den eingeklemmten Vokalen, das gutturale *r* und das verschliffene *W*, das sich fast wie ein *F* anhörte, sinnbildhaft für den Anspruch, den ihre Freundin auf England, auf Stanmore und auf sie erhob. Sie unterbrach ihren Rundgang, um die in einem erwartungsvollen Halbkreis auf einem kleinen runden Tisch angeordneten eingerahmten Fotografien umzustellen. Der gute Frank, aufgenommen in einem Fotoatelier, eine Hand auf einem ebenfalls kleinen Tisch abgestützt; Hubert, in einem Ruderboot; und George, auf einem Pony. Die letzten beiden schob sie auseinander, um Daphne etwas mehr in den Vordergrund zu rücken. Meistens war Freda froh über Claras Gesellschaft, ihre ungenierte Bereitschaft, endlos lang auf ihrem Platz auszuharren. Sie war eine gute Freundin und verdiente nicht weniger Mitleid. Freda hatte drei Kinder, ein Telefon und ein eigenes Badezimmer; Clara besaß keine dieser Annehmlichkeiten, und man konnte es ihr schwerlich übel nehmen, wenn sie sich, auf der Suche

nach Unterhaltung, aus der feuchten, beengten »Lorelei« den Berg hinaufquälte. Heute jedoch, da das Dinner für zusätzliche Anspannung in der Küche sorgte, bewies sie mit ihrer Beharrlichkeit einen Mangel an Sensibilität.

»Wie man sieht, ist George ja so froh, dass er einen Freund hat«, sagte Clara.

»Ja.« Freda fand mit einem Mal ihre Geduld wieder und setzte sich. »Darüber freue ich mich natürlich auch. Zuvor hatte er anscheinend niemanden.«

»Vielleicht hat der Verlust seines Vaters ihn schüchtern gemacht«, sagte Clara. »Er wollte immer nur mit Ihnen zusammen sein.«

»Hm, da mögen Sie recht haben«, sagte Freda, brüskiert durch Claras Weisheit, gleichzeitig berührt von dem Gedanken an Georges Ergebenheit. »Aber er hat sich verändert. Ich erkenne es an seinem Gang, und er pfeift viel vor sich hin. Ein Mann, der pfeift, freut sich gewöhnlich auf etwas. Natürlich liebt er Cambridge. Er liebt die Welt der Ideen.« Ideen, das waren in ihren Augen die Wege quer über die College-Innenhöfe und um sie herum, die die jungen Männer beschritten, durch Torbogen hindurch und Treppen hinauf. Jenseits lag das Durcheinander gesellschaftlicher Freiheit, die Gärten und Flussufer, wo George und seine Freunde sich ins Gras legten oder in Stechkähnen vorbeiglitten. »Übrigens wurde er in die *Conversazione Society* berufen«, äußerte sie vorsichtig.

»Tatsächlich ...«, sagte Clara mit einem angedeuteten Kopfschütteln.

»Eigentlich dürfen wir davon nichts wissen, aber ich glaube, es geht um Philosophie. Cecil Valance hat dafür gesorgt, dass er aufgenommen wird. Sie debattieren über verschiedene Ideen. George meinte mal, sie sprächen zum Beispiel über die Frage: ›Existiert dieser Kaminvorleger, oder existiert er nicht?‹ Solche Sachen.«

»Die ganz großen Fragen«, sagte Clara.

Freda lachte schuldbewusst. »So wie ich es verstanden habe, ist die Mitgliedschaft eine große Ehre.«

»Und Cecil ist älter als George«, sagte Clara.

»Ich glaube, zwei, drei Jahre älter, und bereits ein Experte für bestimmte Aspekte des Indischen Aufstands. Offenbar macht er sich Hoffnungen auf eine Stelle als Fellow am College.«

»Er ist sicher eine große Hilfe für George.«

»Nun ja, ich glaube, dass sie gute Freunde sind.«

Clara ließ ein paar Sekunden verstreichen. »Ganz gleich, aus welchem Grund«, sagte sie. »George blüht jedenfalls auf.«

Freda griff die Vorstellung ihrer Freundin auf und lachte steif. »Ich weiß«, sagte sie. »Ja, er entwickelt sich zur Blüte, endlich!« Das Bild gefiel ihr, aber es hatte auch etwas Beunruhigendes. Daphne steckte den Kopf durchs Fenster und rief: »Sie kommen!«, fast wütend auf die beiden Damen, weil sie davon noch nichts wussten.

»Ah, gut«, sagte ihre Mutter und erhob sich wieder.

»Keine Sekunde zu früh«, bemerkte Clara Kalbeck mit einem trockenen Lachen, als wäre auch ihre Geduld auf eine harte Probe gestellt worden.

Daphne sah sich rasch um, bevor sie sagte: »Er ist wirklich außerordentlich charmant, aber er hat ein ziemlich durchdringendes Organ.«

»Du nicht minder, meine Liebe«, sagte Freda. »Und jetzt führ ihn herein.«

»Ich mache mich davon«, sagte Clara leise und ernst.

»Unsinn«, gab Freda erwartungsgemäß klein bei und ging in die Halle. Zufällig war gerade Hubert von der Arbeit nach Hause gekommen, stand, noch mit Bowler, vor der Eingangstür und warf zwei braune Koffer ins Haus.

»Die habe ich mit dem Lieferwagen abgeholt«, sagte er.

»Oh, das muss Cecils Gepäck sein«, sagte Freda. »Ja, hier steht es, ›C. T. V.‹. Sei vorsichtig.« Ihr älterer Sohn war ein kräftiger Junge mit einem erstaunlich buschigen Schnauzer, doch das Gespräch von eben noch im Ohr, erkannte sie auf den ersten Blick, dass er noch nicht zu voller Blüte gelangt war und dass ihn eine Vollglatze zieren würde, ehe es dazu käme. »Für dich ist ein Päckchen angekommen, das sehr verlockend aussieht. Guten Abend, Hubert.«

»Guten Abend, Mutter.« Hubert beugte sich über die Koffer und küsste seine Mutter zur Begrüßung auf die Wange – es war das Steife, Komödiantische ihrer Beziehung, das lediglich unterstrich, dass Hubert nicht leicht zu erheitern war, die Komik, die ihrer beider Auftritt anhaftete, vielleicht nicht einmal ahnte. »Das hier?« Er zeigte auf eine in rotes Glanzpapier eingewickelte Schachtel. »Sieht eher aus wie für eine Dame.«

»Nun – das hoffe ich«, sagte seine Mutter, »es ist von Mappin's.« Draußen am Gartentor, das den ganzen Tag offen gestanden hatte, erschienen jetzt die Angekündigten, verharrten kurz auf dem vom milden Licht beschienenen Weg, George und Cecil Arm in Arm, die gegen die Dämmerung anstrahlten, und Daphne, hinter ihnen, mit großen Augen und einer eigenen Rolle in dem Drama, der Figur, die die beiden entdeckt hatte. Im ersten Moment hatte Freda den Eindruck, Cecil würde George ins Haus führen, statt dass George seinen Freund der Familie vorstellte; und Cecil, als er in seinem sommerlichen Leinenanzug, nur den Hut in der Hand, die Schwelle überquerte, schien ungewöhnlich unbeschwert, als käme er geradewegs aus seinem eigenen Garten.

Oben im Gästezimmer hievte Jonah den ersten Koffer auf das Bett und fuhr mit den Händen über das glatte Hartleder, in der Mitte des Deckels waren die Initialen C. T. V. eingepreßt, ihre goldene Farbe bereits verblichen. Er wand sich vor Verlegenheit, seufzte und lauschte auf die Geräusche des Gastes im Haus. Sie brachten sich gegenseitig zum Lachen, unten, und der Lärm drang nach oben, allerdings ohne einen Sinn erkennen zu lassen. Er hörte Cecil Valances Lachen, wie ein eingesperrter Hund, und stellte ihn sich in der Halle stehend vor, in seinem beigen Jackett mit den Grasflecken an den Ellbogen. Er hatte dunkle lebhaftige Augen und ein erhitztes Gesicht, als wäre er gerannt. Mr George nannte ihn Cess, und Jonah hauchte den Namen, während er mit der Fingerspitze das C nachzeichnete. Dann stand er auf, öffnete die Schnappverschlüsse und ließ den berausenden Duft des wahren Gentlemans frei: Rasierwasser, Wäschestärke und flüchtigen Ledergeruch.

Normalerweise kam Jonah nur nach oben, wenn es einen Koffer hinaufzutragen oder ein Bett zu verrücken galt, und im vergangenen Winter, seinem ersten auf Two Acres, hatte er die Kohlen für die Öfen nach oben geschleppt. Er war fünfzehn, klein für sein Alter, doch kräftig; er hackte Holz, machte Besorgungen und fuhr mit Horners Lieferwagen hinunter zum Bahnhof und wieder zurück. Er war Laufbursche, in jeder Hinsicht, doch als Kammerdiener hatte er noch nicht gearbeitet. George und Hubert schienen durchaus in der Lage, sich allein an- und auszukleiden, und um die Wäsche kümmerte sich Mustow, Mrs Sawles Hausmädchen. Heute Morgen nach dem Frühstück jedoch hatte George ihn zu sich gerufen und ihn gebeten, sich seines Freundes Valance anzunehmen, dem zu Hause beliebig viele Diener zur Verfügung

stunden. Auf Corley Court habe er einen ganz fabelhaften Mann namens Wilkes zum Kammerdiener, der sich auch um George gekümmert habe, als er dort gewesen sei, und ihm gute Ratschläge gegeben habe, ohne aufdringlich zu wirken. Jonah erkundigte sich, was das für Ratschläge gewesen seien, doch George hatte gelacht und gesagt: »Finde einfach heraus, was er braucht. Pack seine Koffer aus, wenn er kommt, und leg ihm den Inhalt zweckmäßig zurecht.« So hatte der Auftrag gelautet, wortreich und schwer fassbar, und den ganzen Tag über war er Jonah durch den Kopf gegangen, zwischendurch von anderen Aufgaben verdrängt worden, um ihn dann in all seinem Schrecken erneut einzuholen.

Er löste die Riemenschnallen und entnahm mit unsicherer Hand das eingeschlagene Seidenpapier. Eigentlich hätte er Hilfe gebraucht, doch war er froh, allein zu sein. Den Koffer hatte ein Könnner gepackt, vermutlich Wilkes persönlich, und er verlangte jetzt von Jonah ein ebenbürtiges Talent beim Auspacken. Zuerst der Abendanzug mit den beiden Westen, einer schwarzen und einer modischeren; unter einer Lage Seidenpapier drei Frackhemden und eine runde Lederhachtel für die Kragen. Jonah sah sich im Garderobenspiegel, als er die Kleider durchs Zimmer trug, und sein von der Nachttischlampe erzeugter Schatten richtete sich an der Deckenschräge auf. George hatte ihm gesagt, Wilkes habe noch etwas recht Spezielles gemacht, nämlich ihm bei seiner Ankunft das Münzgeld abgenommen und es für ihn gewaschen. Nun fragte sich Jonah, wie er an Cecils Geld herankommen sollte, ohne ihn darum zu bitten oder den Eindruck zu erwecken, als wollte er ihn bestehlen. Vielleicht hatte George auch nur einen Scherz gemacht, überlegte er, denn bei George wusste man zurzeit nie, wie sogar schon Mrs Sawle festgestellt hatte.

Der andere Koffer enthielt Cricket- und Badebekleidung

und eine Anzahl farbiger Hemden, die Jonah sehr ungewöhnlich fand. Er legte sie in gleichmäßigen Abständen in die freien Schrankfächer, als wollte er das Schaufenster eines Textilgeschäfts dekorieren. Dann kam die Unterwäsche, fein wie für eine Dame, die Schläpfer elfenbeinfarben und leicht abgewetzt; die Baumwolle verfang sich an seinem rauen Daumen, und er strich sie wieder glatt. Er lauschte auf die Tonlage der Gespräche unten, nutzte dann die einmalige Gelegenheit, um ein Paar auseinanderzufalten und es vor sein rundes Gesicht zu halten, sodass das Licht gedämpft hindurchschimmerte. Unter seiner Angst pulsierte die Erregung und trieb ihm das Blut in den Kopf.

Der schwere Kofferdeckel offenbarte auf der Innenseite zwei mit Druckknöpfen verschließbare breite Taschen, in denen Bücher und Papiere verstaut waren. Jonah entnahm sie schon mit etwas mehr Selbstvertrauen; von George wusste er, dass sein Gast Schriftsteller war. Er selbst konnte sehr schön schreiben, und, wenn man ihm Zeit ließ, auch fast alles lesen. Die Handschrift in dem ersten Buch, das Jonah aufschlug, war sehr schlecht und strebte schräg nach oben, wobei die G und Y sich in den Linien verhedderten. Dies war offenbar ein Tagebuch. Ein anderes Buch, an den Ecken abgegriffen wie das Kassenbuch in der Küche, enthielt Zeilen, die wohl Gedichte sein mussten. »O lächle mir nicht, wenn dein Mund zuletzt«, entzifferte Jonah; die Wörter, anfangs in ziemlich großer Schrift, wurden nach wenigen Zeilen, wo die Streichungen einsetzten, kleiner und krakeliger, wucherten in alle Richtungen quer über die Seite, bis sie sich verdichteten und in der rechten unteren Ecke übereinanderpurzelten. Einzelne Blätter mit Eselsohren steckten zwischen den Seiten, ebenso ein Umschlag, adressiert an »Cecil Valance Esq^{re}, King's College«, in einer wie gestochenen Schrift, die er so gleich als Georges identifizierte. Er vernahm rasche Schritte

auf der Treppe, dann Cecils Stimme: »Hallo? Welches ist mein Zimmer?«

»Hier, Sir«, sagte Jonah, schob den Brief zurück und stellte hastig die Bücher nebeneinander auf den Tisch.

»Ah, bist du mein Bursche?«, fragte Cecil und beherrschte sogleich den Raum.

»Ja, Sir.« Jonah kam sich für einen Augenblick wie ein Verräter vor.

»Ich werde dich kaum benötigen«, sagte Cecil, »und morgens kannst du mich sowieso ganz allein lassen«, zog sein Jackett aus und reichte es Jonah, der es in den Kleiderschrank hängte, ohne die fleckigen Ellbogen zu berühren. Er nahm sich vor, später, wenn die Herrschaften ihr Dinner einnahmen, noch mal wiederzukommen und sich dann unbeobachtet den schmutzigen Kleidern zu widmen. Bis Montagmorgen würde er sich mit allen Sachen von Cecil ausgiebig beschäftigen. »Wie soll ich dich rufen?«, sagte Cecil, als hätte er eine Liste im Kopf zur Auswahl.

»Ich bin Jonah, Sir.«

»Jonah ... hm?« Gelegentlich rief der Name Kommentare hervor, und Jonah fing an, die Bücher auf dem Tisch neu zu ordnen. Ob man erkennen konnte, dass er hineingeschaut hatte? »Das sind die Notizbücher mit meinen Gedichten«, sagte Cecil. »Hüte dich davor, sie anzufassen.«

»Sehr wohl, Sir«, sagte Jonah. »Hätte ich sie lieber nicht auspacken sollen?«

»Nein, nein, ist schon gut so«, sagte Cecil arglos. Er band die Krawatte los und knöpfte das Hemd auf. »Schon lange bei der Familie?«

»Seit Weihnachten, Sir.«

Cecil lächelte, als hätte er die Frage mit ihrer Beantwortung bereits vergessen. »Ulkiges kleines Zimmer, nicht?« Da Jonah nicht antwortete, fügte er mit seinem bellenden Lachen

hinzu: »Trotzdem, ziemlich charmant, ziemlich charmant.«
Jonah hatte das seltsame Gefühl, intim mit jemandem zu verkehren, der ihn gleichzeitig nicht wahrnahm. Es war genau das, wonach man als Diener trachtete, doch in den anderen, kleineren Schlafzimmern hatte man ihn nie in Gespräche verwickelt. Dezent blickte er zu Boden, durfte er doch nicht dabei ertappt werden, wie er Cecils nackten Oberkörper betrachtete. Jetzt holte Cecil sein Kleingeld aus der Hosentasche und knallte es auf den Waschtisch. Jonah sah es und biss sich auf die Lippe. »Und lass mir ein heißes Bad ein«, sagte Cecil, löste die Gürtelschnalle und wackelte mit den Hüften, um die Hose abzuschütteln.

»Ja, Sir«, sagte Jonah, »sofort, Sir«, und glitt mit einem Gefühl der Erleichterung an ihm vorbei ins Badezimmer.

4

Hubert verzichtete an diesem Abend auf ein Bad und begnügte sich mit einer Waschschüssel auf seinem Zimmer. Der Gast sollte die Vorzüge des Hauses genießen, und einigermaßen befriedigt hörte Hubert das gewaltige Planschen nebenan, bedauerte aber auch, während er sich vor dem Spiegel die Krawatte band, dass sein eigenes Opfer, die halbe Stunde in der Wanne, die er sich versagt hatte, praktisch unbemerkt bleiben würde.

Da er nun etwas Zeit gewonnen hatte, begab er sich nach unten in das düstere kleine Zimmer neben dem Eingang, das sein Vater als Büro benutzt hatte und wo auch Hubert gerne seine Briefe schrieb. In Wahrheit führte er nur sehr wenig private Korrespondenz und war sich auch darüber im Klaren, dass er kein Talent dafür besaß. Wenn es einen Brief zu schrei-

ben galt, erledigte er das geschäftsmäßig und prompt. Jetzt setzte er sich an den Eichenschreibtisch, holte das neue Geschenk aus der Innentasche seines Smokings und legte es mit einem leichten Unbehagen auf die Schreibtischunterlage. Er nahm einen Briefbogen aus einer Schublade, tauchte seine Feder in das Tintenfass aus Zinn und schrieb in einer nach links geneigten, kringeligen Schrift:

*Mein lieber alter Harry,
ich weiß gar nicht, wie ich mich für das silberne Zigarettenetui bedanken soll. Es ist ein echtes Schmuckstück, Harry, alter Knabe. Bis jetzt habe ich noch keinem davon erzählt, aber nach dem Dinner zeige ich es den anderen. Ich bin schon gespannt auf ihre Gesichter. Du bist wirklich zu generös, so einen Freund wie Dich hat keiner, Harry. So, jetzt wird es aber Zeit fürs Dinner, wir haben nämlich einen neuen Freund von George zu Gast, einen Dichter! Du wirst ihn morgen kennenlernen, wenn Du kommst; er sieht umwerfend aus, das muss ich sagen, aber ich habe noch keine einzige Zeile von ihm gelesen! Hab tausend Dank, Harry, alter Knabe & liebste Grüße von Deinem
Hubert*

Hubert drehte das Blatt um und schlug behutsam mit der Faust darauf, um die Tinte auf dem Deckblatt der Unterlage zu löschen. Mit seiner ausladenden Schrift hatte er es geschafft, die letzten Worte auf die Rückseite des gefalteten Bogens hinüberzuziehen, ein Zeichen, dass man nicht aus reiner Pflichterfüllung geschrieben hatte. Der Brief floss angenehm dahin, und beim nochmaligen Lesen war er auch ganz zufrieden mit seinem unterschwelligem Humor. Er steckte ihn in einen Umschlag, schrieb »Harry Hewitt Esq., Mattocks, Harrow Weald« und »Durch Boten« in die rechte untere Ecke und legte ihn

auf das Tablett in der Halle, damit Jonah ihn am nächsten Tag hinüberbrachte. Für einen Moment verharrte er, von dem Gedanken ergriffen, dass alles seine formelle Richtigkeit hatte, dass er hier wohnte und Harry drüben in seinem eigenen Haus, und dass zwischen ihnen Briefe verkehrten mit vornehmer Effizienz.

5

George kam als Letzter nach unten, blieb aber trotzdem kurz auf der Treppe stehen. Sie waren fast fertig. Er sah das Hausmädchen mit einem Salzfässchen durch die Halle eilen, roch den gekochten Fisch, hörte Cecils vorlautes Lachen – und er erschrak vor seiner eigenen Kühnheit, diesen Mann in sein Elternhaus eingeladen zu haben. Dann fiel ihm wieder ein, was Cecil im Park zu ihm gesagt hatte, während der halben Stunde, die sie sich mit der Ausrede, er habe den Zug verpasst, ergaunert hatten, und spürte bei der süßen, heimlichen Vorfreude ein Kribbeln im Kopf, in den Schultern, im ganzen Körper. Auf Zehenspitzen ging er die letzten Stufen hinunter und schlich sich in den Salon; die Gefahren, die auf ihn lauerten, raubten ihm schier die Sinne. »Ah, George«, murmelte seine Mutter leicht vorwurfsvoll; er zuckte die Schultern und zierte sich, als wäre es sein einziges Vergehen, dass er sie hatte warten lassen. Hubert, mit dem Rücken zum leeren Kaminrost, hatte die Anwesenden in ein Gespräch über den öffentlichen Nahverkehr verwickelt. »Ihr seid also in Harrow und Wealdstone gestrandet, ja?« Er strahlte über den Rand seines Champagnerglases hinweg, als wäre er auf die Unbilden des Lebens in Stanmore so stolz wie auf dessen Segnungen.

»Was uns aber überhaupt nichts ausgemacht hat«, bemerkte Cecil, der Georges Blick auffing und verlegen lächelte.

»Wie sagte mal ein Witzbold so schön? Harrow und Wealdstone klingt eher nach mittelalterlichen Folterinstrumenten.«

»Oh, bitte, erspart mir den Wealdstone!«, sagte Daphne theatralisch.

»Witzbolde können über Harrow und Wealdstone sagen, was sie wollen, wir sind ihnen jedenfalls treu ergeben«, erwiderte seine Mutter.

George stand neben Cecil, schaute in das Glas seines Freundes, drückte ihm eine Hand ins Kreuz und trommelte mit den Fingern, wie um die heimlichen Töne der Abbitte und Verheißung anzuschlagen. »Nutze den Tag, lautet das Motto der Valances«, sagte Cecil. »Wir sind dazu erzogen worden, keine Zeit zu vergeuden. Ihr wärt erstaunt, was man in einer halben Stunde so alles treiben kann, selbst auf einem Vorstadtbahnhof.« Er zeigte ihnen allen sein strahlendes Lächeln, und als Daphne fragte: »Was denn für Sachen?«, lächelte er einfach weiter, als hätte er sie überhört.

»Dann müsst ihr über Bentley Priory gekommen sein.« Hubert schien wild entschlossen, ihren Weg Schritt für Schritt nachzugehen.

»Ja, stimmt«, sagte Cecil sehr sanft.

»Queen Adelaide hat da früher mal gewohnt«, führte Hubert weiter aus und runzelte umgehend die Stirn, wie um zu demonstrieren, dass er kein Aufhebens darum machen wollte.

»Das habe ich auch gehört«, sagte Cecil, der sein Glas bereits geleert hatte.

»Ich glaube, später war es ein exzellentes Hotel«, sagte Mrs Kalbeck.

»Heute ist es eine Schule«, näselte Hubert pikiert.

»Ein trauriges Schicksal!«, sagte Daphne.

Meine Güte!, dachte George, brachte es aber nur zu einem

gequälten Schmunzeln. Er ging durch den Salon, goss sich den Rest Pommery ein und sah zum Fenster, in dem sich der erleuchtete Raum spiegelte und sich, erhaben und doppelt so groß, bis in die Tiefen des im Dunkeln liegenden Gartens erstreckte. Seine Hand zitterte, und er kehrte den anderen den Rücken zu, als er das randvolle Glas anhob und es mit der anderen Hand stützte. Solche Schwäche wäre bei Cecil unvorstellbar, und die Erkenntnis verstärkte Georges Scham unterschwellig nur noch mehr. Er drehte sich um und sah die anderen an, und plötzlich schien es, als würden umgekehrt alle ihn ansehen, als hätten sie sich auf seine Bitte hier eingefunden und warteten auf eine Erklärung. Er hatte nur ein friedliches Abendessen im Kreis der Familie geplant, um sie mit seinem Freund bekannt zu machen. Natürlich hatte er nicht mit der alten Kalbeck gerechnet, die Two Acres anscheinend als ein Hotel betrachtete – es war wirklich impertinent, wie sie sich auf ihre gerissene, scheinheilige Art eine Einladung erschlichen hatte, und seine Mutter hatte ihr auch noch edelmütig eine Stola geliehen und sie in ihre Coty-Parfümwolke gehüllt. Mit Schrecken hörte er sie Cecil jetzt nach den Dolomiten ausfragen, den Kopf zur Seite geneigt; ihre großen braunen Zähne machten ihr Lächeln zugleich linkscher und drohender. Wenige Minuten später schwatzte Cecil munter auf Deutsch mit ihr und adelte dadurch ihre Anwesenheit. Cecil wohnte in Berkshire, es bestand also keine Gefahr, dass Frau Kalbeck jemals kurz vor dem Dinner auf Corley Court auftauchen würde. Cecil sprach ganz gut Deutsch und achtete pedantisch darauf, das langsam näher rückende Satzende nur ja nicht aus dem Auge zu verlieren. Als die Haushälterin das Dinner ankündigte, tat Mrs Kalbeck so, als würde sie die Zusammenkunft zweier verwandter Seelen unliebsam unterbrechen.

»Wenn Sie sich bitte hierhersetzen würden, Mrs Kalbeck«,

sagte Hubert, der vor seinem Stuhl am Kopfende des Tisches stand und dünn lächelnd den anderen bei der Suche nach ihren Plätzen zusah. George, nach dem Glas Champagner etwas durcheinander, lächelte ebenfalls. Ein stechender Schmerz überkam ihn, ein Anflug von Scham und Trauer, dass er keinen Vater mehr hatte und dass er für immer damit zurechtkommen musste. Vielleicht war es auch nur die Erinnerung an Corley mit seinem riesigen, orientalisches anmutenden Speisezimmer, die das Ambiente hier so beengt und stickig erscheinen ließ. In einer sicher unbewussten Geste angesichts der bescheidenen Größenordnungen auf Two Acres hatte sich Cecil beim Betreten des Raums gebückt. Ein Vater wie der von Cecil, eine Kapazität in der Kurzhornrinderzucht, mit Reichtum gesegnet, hätte bei so einem Dinner Ruhe ausgestrahlt. Er hatte einen stattlichen Schnurrbart, die Enden pinselartig aufwärtsgezwickelt. Hubert war zweiundzwanzig, hatte einen schlaffen rötlichen Schnauzer und fuhr täglich mit dem Zug zur Arbeit in ein Büro. Das hatte der Vater auch gemacht, und George versuchte, sich ihn auf Huberts Platz vorzustellen, zehn Jahre älter als beim letzten Mal, da er ihn gesehen hatte; doch das Bild verschwamm, wie jede häufig abgerufene Erinnerung, und der Blick aus den blassblauen Augen verlor sich zwischen den Blumen und Kerzen, mit denen der Tisch vollgestellt war.

Dennoch, seine Mutter war sehr hübsch, sogar eine echte Schönheit, verglichen mit Lady Valance, dem »General«, wie Cecil und sein Bruder sie nannten, manchmal auch den »Iron Duke«, aufgrund ihrer Ähnlichkeit mit dem Duke of Wellington. Freda trug heute ihre Amethyst-Ohringe, und ihr rotblondes Haar schimmerte wie ihr Weinglas im Kerzenschein. Der General war selbstverständlich strikte Abstinenzlerin, und George fragte sich, ob Cecil nicht vielleicht entsetzt darüber war, dass seine Gastgeberin bereits vor dem

Essen Alkohol trank. Musste er sich eben daran gewöhnen, dachte er. Sie hatten sich wirklich ins Zeug gelegt für ihn, die Servietten mühevoll zu Lilien gefaltet, zahllose kleine, blank polierte Silberstücke, Schälchen und Döschen mit unbestimmtem Verwendungszweck zwischen die Gläser und Kerzenständer drapiert. George beugte sich vor und schob eine Vase mit weißen Rosen und Efeuranken, die ihm den Blick auf Cecil gegenüber versperrte, zur Seite. Cecil sah ihm lange in die Augen – und ein Ruck ging durch ihn hindurch, zugleich Signal der Vorsicht und Beruhigung. Dann zwinkerte sein Freund ihm zu und wandte sich an Daphne zu seiner Rechten.

»Habt ihr zu Haus auch eine Puddingkuppeldecke?«, hatte sie ihn gefragt.

»Auf Corley?«, sagte Cecil. »Ja, doch.« Corley sprach er aus wie andere das Wort »England« oder »The King«, mit einem gewissen ehrfürchtigen Elan in der Stimme und Vertrauen in die Sache.

»Wie sieht so was eigentlich aus?«, sagte Daphne.

»Ganz außergewöhnlich«, antwortete Cecil und schlug seine Serviettenlilie auf. »Obwohl es streng genommen keine Puddingformen sind und auch keine Kuppeldecke, sondern eine Kassettendecke mit vielen kleinen Kuppeln, die nur wie Puddingformen aussehen.«

»Es sind kleine Fächer in der Decke, stimmt's?«, sagte George, dem es auf einmal peinlich war, dass er vor der Familie damit geprahlt hatte.

Hubert murmelte geistesabwesend vor sich hin und sah zu der Dienstmagd, die man dazugeholt hatte, um dem Hausmädchen beim Servieren auszuhelfen, und die jetzt Brötchen herumreichte und jedes mit einem kleinen Stoßseufzer der Erleichterung auf den vorgesehenen Teller platzierte.

»Sie sind bestimmt grellbunt, oder?«, sagte Daphne.

»Also wirklich, Kindchen«, sagte ihre Mutter.

Cecil sah belustigt über den Tisch. »Ich glaube, sie sind rot und golden, nicht, Georgie?«

Daphne seufzte schwer und schaute zu, wie sich die Suppe aus der Schöpfkelle auf Cecils Teller ergoss. »Ich wünschte, wir hätten auch eine Kuppeldecke in unserem Haus«, sagte sie. »Oder Fächer von mir aus.«

George verdrehte die Augen zu den Eichenbalken dicht über ihnen. »Die würde in dem Kunsthandwerkambiente von 2A ziemlich deplatziert wirken, altes Mädchen.«

»Red nicht so dummes Zeug«, sagte seine Mutter. »Als würden wir in zwei Kammern über einer Werkstatt hausen!«

Cecil lächelte verlegen und wandte sich wieder Daphne zu. »Du musst mal nach Corley kommen und sie dir ansehen.«

»Na, bitte, Daphne!«, sagte ihre Mutter vorwurfsvoll und triumphierend zugleich.

»Haben Sie noch Geschwister?«, erkundigte sich Mrs Kalbeck, die möglicherweise schon einen Besuch ins Auge fasste.

»Leider sind wir nur zu zweit«, sagte Cecil.

»Cecil hat einen jüngeren Bruder«, erklärte George.

»Heißt er Dudley?«, fragte Daphne.

»Ja«, antwortete Cecil.

»Ich finde ihn sehr schön«, gestand Daphne, die wieder Hoffnung schöpfte.

Entsetzt spürte George, dass er rot wurde. »Tja ...«, sagte Cecil, probierte launisch seine Suppe, sah George aber zum Glück nicht an. Jeder hätte bestätigt, dass Dudley überwältigend gut aussah, doch George schämte sich dafür, dass seine eigenen Worte vor Cecil wiederholt wurden. »Ein jüngerer Bruder kann eine Pest sein«, bemerkte Cecil nur.

Hubert nickte lachend und lehnte sich zurück, als hätte er selbst etwas Witziges von sich gegeben.

»Dud ist ein schrecklicher Spötter, habe ich recht, Georgie?«, fuhr Cecil fort und sah ihn über die weißen Rosen hinweg verschmitzt an.

»Jedenfalls stellt er die Geduld eurer Mutter auf eine harte Probe«, sagte George seufzend, als kennte er die Valances seit Jahren; es war ihm auch bewusst, dass diese wiederholte Anrede mit »Georgie«, die in seiner Familie niemand benutzte, ein neues Licht auf ihn warf.

»Ist Ihr Bruder auch in Cambridge?«, fragte Georges Mutter.

»Nein, er ist in Oxford, Gott sei Dank.«

»Ach, tatsächlich? An welchem College?«

»Ach, welches ist es doch gleich?«, sagte Cecil. »Ich glaube, es heißt Balliol oder so ähnlich.«

»Ja, das ist in Oxford«, sagte Hubert.

»Dann muss es das sein«, sagte Cecil. George kicherte, starrte mit aufgeregter Bewunderung in sein sinnierendes Gesicht über dem gestärkten Stehkragen, der schwarz schimmernden Fliege und den im Kerzenlicht funkelnden Steckknöpfen, da spürte er unterm Tisch auf einmal einen schnellen Tritt gegen seinen Fuß. Er rang nach Luft und räusperte sich, doch Cecil wandte sich mit einem kühlen Lächeln Mrs Kalbeck zu. Als Hubert kurz darauf irgendetwas Idiotisches von sich gab, spürte George, wie Cecil mit der Schuhsohle fest gegen sein Schienbein drückte, sodass sich, wie so oft bei Cecil, in den heimlichen Übermut Rohheit mischte und George nach einigen Sekunden des Zögerns widerstrebend sein Bein zurückzog. »Aber sicher, Sie haben vollkommen recht«, sagte Cecil, wieder mit einem feierlichen Kopfschütteln. Dass er sich bereits über seinen Bruder lustig machte, bereitete George Unbehagen, als würde man ihm gleich eine schwerwiegende Loyalitätsverlagerung abverlangen. Er erhob sich vom Tisch und kümmerte sich um

den Wein für das Fischgericht, womit die Hausmädchen hoffnungslos überfordert waren.

Mrs Kalbeck fiel mit gewohnt gutem Appetit über eine kleine Forelle her. »Gehen Sie auf die Jagd?«, fragte sie Cecil unvermittelt, geradezu keck, als säße sie selbst ständig im Sattel.

»Gelegentlich reite ich mit der White-Horse-Jagdgesellschaft aus«, sagte Cecil, »aber leider sieht mein Vater das nicht gern.«

»Ach so?«

»Er züchtet Rinder, wissen Sie, und er hegt zärtliche Gefühle für Tiere.«

»Wie allerliebste!«, sagte Daphne, beifällig den Kopf schüttelnd.

Cecil erwiderte ihren Blick mit jener leutseligen Überheblichkeit, der nachzueifern George sich redlich mühte. »Da er nicht mit der Meute jagt, hat er sich am Ort den Ruf erworben, ein großer Gelehrter zu sein.« Sie lächelte wie hypnotisiert, obwohl sie offensichtlich keinen blassen Schimmer hatte, was er damit meinte.

»Er ist ja auch wirklich so etwas wie ein Gelehrter, Cess«, sagte George.

»Allerdings«, sagte Cecil. »Sein *Rinderfutter und Rinderpflege* erlebt jetzt die vierte Auflage. Bei Weitem die erfolgreichste literarische Produktion der Familie Valance.«

»Du meinst, bis jetzt«, sagte George.

»Teilt Ihre Mutter seine Ansichten über die Jagd?«, stichelte Mrs Sawle, unschlüssig, auf wessen Seite sie sich schlagen sollte.

»Um Gottes willen, nein. Sie ist unbedingt für das Töten. Sie sieht es gern, wenn ich mit dem Gewehr losziehe, aber vor meinem Vater verheimlichen wir es, wenn es irgend geht. Ich bin ein ganz guter Schütze«, sagte Cecil und fügte, nachdem er sich in dem mageren Kerzenlicht routiniert umgeschaut hat-

te, um die Aufmerksamkeit aller Anwesenden einzusammeln, hinzu: »Als ich noch sehr klein war, hat mich der General mit einem Gewehr losgeschickt, auf einen Schwarm lärmender Krähen zu schießen. Getroffen habe ich vier.«

»Wirklich?«, sagte Daphne, während George auf die nächste Zeile wartete.

»Aber am nächsten Tag habe ich ein Gedicht über sie geschrieben.«

»Ah ja ...« Wieder wussten sie nicht recht, was sie davon halten sollten, und geschwind lieferte George die Erklärung nach, der General sei der Spitzname von Cecils Mutter. Es genierte ihn unendlich, der Name ebenso wie die Heuchelei, er habe ihn seiner Familie gegenüber nie erwähnt.

»Das hätte ich Ihnen sagen sollen«, entschuldigte sich Cecil. »Meine Mutter ist der geborene Anführer, aber sonst ein ganz liebenswertes Geschöpf – wenn man sie erst mal kennengelernt hat. Meinst du nicht auch, George?«

Lady Valance war die furchtbarste Person, deren Bekanntschaft George je gemacht hatte; sie war starrsinnig, scheinheilig, indiskret und immun gegen alle Witze, selbst wenn man sie ihr erklärte; ihre Söhne hatten gelernt, ihre Ernsthaftigkeit selbst als großen Witz zu betrachten. »Na ja, deine Mutter verwendet ja ihre Zeit und Energie auch hauptsächlich darauf, Gutes zu tun«, antwortete George mit der ihm eigenen behutsamen Pietät.

Als das Hauptgericht aufgetischt und ein neuer Wein kredenzt wurde, hatte George plötzlich das Gefühl, alles könnte gut verlaufen, die ungeheure Provokation sich in einen bescheidenen Erfolg verwandeln. Offensichtlich bewunderten sie Cecil, der es meisterhaft verstand, immer das Richtige zu sagen und zu tun, und Georges Vertrauen in seinen Freund übertraf die Angst, er könnte etwas Exaltes tun oder von sich geben, und sei es nur zum Zweck der Unterhaltung. In

Cambridge gebärdete sich Cecil häufiger exaltiert, und was seine Briefe betraf – die Sachen, die er darin sagte, erschienen George vage wie eine Parade maskierter Gestalten, pompejanische Obszönitäten, notdürftig kaschiert, versteckt hinter Vorhängen oder im Schatten der Kaminecke. Im Moment jedoch war alles gut. So wie die Tiefe in Tennysons Gedicht verfügte Cecil über viele Stimmen ... Ab und zu suchte Georges Zeh den seines Freundes und wurde mit einem freundlichen Kraulen und nicht mit einem Stoß begrüßt. Er hatte nur Sorge, seine Mutter könnte zu viel trinken; dennoch, der Rotwein, von Hubert überschwänglich gepriesen, war gut, und eine für Two Acres spürbar neue Art der Geselligkeit erfüllte die Tischrunde. Lediglich seine Schwester, die Cecil fortwährend anstarrte und angrinste und dabei vorwitzig den Kopf zur Seite neigte, konnte ihn wirklich enervieren. Aber dann vernahm er zu seinem Entsetzen Mrs Kalbeck: »Wie man hört, sind Sie und George Mitglieder einer altehrwürdigen Gesellschaft!«

»Oh ... äh ...«, stotterte George, obwohl diese Prüfung in erster Linie Cecil galt. Dass dieser ihn nicht ansah, empfand er als Vorwurf.

Nach einer Schrecksekunde sagte Cecil, beinahe entschuldigend: »Und wenn schon. Ich finde nichts dabei, dass Sie das wissen.«

»Zumal Offenheit unsere Parole ist!«, warf George ein und strafte seine Mutter, die sich zur Verschwiegenheit verpflichtet hatte, mit einem erzürnten Blick. Cecil allerdings musste erkannt haben, dass es klüger war, ungehemmt die Gelegenheit zu ergreifen, als feige auszuweichen.

»Oh, ja, schonungslose Offenheit«, sagte er.

»Verstehe ...«, sagte Hubert, der eindeutig nichts verstanden hatte. »Und worauf bezieht sich diese schonungslose Offenheit?«

Jetzt erst sah Cecil seinen Freund George an. »Das«, hob er an, »dürfen wir Ihnen leider nicht verraten.«

»Streng geheim«, sagte George.

»Ganz recht«, sagte Cecil. »Das ist nämlich unsere zweite Parole. Eigentlich hätte man euch nicht einweihen dürfen. Es ist ein schwerer Verstoß.« Der gespielte Unmut konnte den echten nicht verbergen.

»Mitglieder? Wovon?«, mischte sich Daphne in ihr Spiel ein.

»Genau!«, gab sich George geradezu übertrieben erleichtert. »Es gibt sie gar nicht, diese Gesellschaft. Du hast doch wohl hoffentlich niemand sonst davon erzählt, Mutter?«

Mrs Sawle lachte verdrückt. »Ich glaube, nur Mrs Kalbeck.«

»Ach, Mrs Kalbeck zählt nicht«, sagte George.

»Also bitte, George ...!«, brauste seine Mutter auf und hätte mit dem Ärmel beinahe ihr Weinglas umgestoßen. Zum Glück waren nur noch ein paar Tropfen im Glas. George grinste Clara Kalbeck an. Es war just ein Beispiel jener provozierenden Freimütigkeit, die sich in Cambridge über die Prinzipien von Höflichkeit und Anstand hinwegsetzte, in der Provinz jedoch nicht goutiert wurde.

»Na, du weißt schon, was ich meine«, sagte er, sanfter gestimmt, zu seiner Mutter und sah sie halb lächelnd, halb besorgt an.

»Die Gesellschaft ist geheim«, erklärte Cecil geduldig, »damit erst gar keiner groß Theater macht, um aufgenommen zu werden. Aber als ich gewählt wurde, habe ich es gleich als Erstes dem General erzählt. Und da sie selbst ein großer Freund von Offenheit ist, wird sie es wohl meinem Vater weitererzählt haben. Mein Großvater war auch Mitglied, damals in den Vierzigern. Viele bedeutende Männer.«

»Mit Politik haben wir jedenfalls nichts zu tun«, sagte

George, »und weltlichen Ruhm streben wir auch nicht an. Wir sind durch und durch demokratisch.«

»Ganz recht«, bemerkte Cecil mit einem Anflug von Bedauern. »Es waren selbstverständlich auch viele große Schriftsteller unter den Mitgliedern.« Er senkte den Blick, klimperte züchtig mit den Wimpern, rückte ein Stück vor und versetzte George unterm Tisch einen brutalen Tritt. »Oh, das tut mir aber leid«, sagte er, als George vor Schmerz aufschrie; doch noch ehe die anderen begriffen, was geschehen war, drehte sich das Gespräch bereits um andere Dinge, während bei George ein Gefühl schuldbewussten Grolls zurückblieb und darüber hinaus ein rätselhaftes Bild von einem fahrenden Zug, der von einem anderen verdeckt wird: das große kollektive Geheimnis der Gesellschaft, und dahinter das andere, unaussprechliche, den Blicken noch ganz entzogen.

Als der Pudding hereingebracht wurde, sehnte George das Ende des Dinners herbei und fragte sich, wie er es auf galante Weise anstellen konnte, Cecil wieder ganz für sich allein zu haben. Während die anderen absichtlich oder aus einer Laune heraus mit dem Essen bummelten, schlangen er und Cecil die Speisen regelrecht in sich hinein. In der Schlussphase solcher Abende fiel seine Mutter gern in eine Art Trance kunstvollen Hinauszögerns, allein der fiebrigen Freude, zu Tisch zu sitzen, geschuldet, und winselte schelmisch um ein Schlückchen Wein. Eine anschließende halbe Stunde beim Port wäre absolut unerträglich. Huberts freundlich gemeinte Banalitäten waren so ermüdend wie Daphnes plumpes Geplapper. »Das wird Sie interessieren«, hob er umständlich zu einem Bericht über etwas an, was ohnehin allen bekannt war. Bei so wenigen Personen wie heute Abend ließe sich ja vielleicht die Tafel aufheben, dachte George, oder würde Cecil das als schlechten Stil empfinden? War ihm nicht unendlich langweilig? Oder fühlte er sich, im Gegenteil, pudelwohl? War ihm Georges offensicht-

licher Wunsch, die Mahlzeit so rasch wie möglich zu beenden und von seiner Familie loszukommen, möglicherweise sogar peinlich? Als seine Mutter mit dem Stuhl nach hinten rückte und verhalten lächelnd »Sollen wir ...?« zu Mrs Kalbeck sagte, sah George zu Cecil, der das Lächeln erwiderte – ein Fremder hätte es als liebenswürdig angesehen, doch George kannte es als Cecils Ausdruck fester Entschlossenheit, seinen Willen durchzusetzen. Kaum hatten die drei Frauen sich in die Halle verzogen, nickte Cecil Hubert freundlich zu. »Ich habe eine grässliche Angewohnheit, die jeder vornehmen Gesellschaft zutiefst verhasst ist und der nur draußen, im Schutz der Dunkelheit, nachgegangen werden kann.«

Hubert quittierte dieses unerwartete Geständnis mit einem nervösen Lächeln, zückte ein silbernes Zigarettentui und legte es verschämt auf den Tisch. Cecil im Gegenzug holte ein ledernes Zigarretentui hervor, das, wie Patronen in einem Doppellauf, ein Paar Zigarren enthielt, geradezu obszön und wie geschaffen für ein exklusives Raucher-Tête-à-tête. »Mein guter Freund!«, sagte Hubert einigermaßen verblüfft und deutete mit einer scheuen Handbewegung an, er solle sich keinen Zwang antun.

»Nein, wirklich, ich könnte unmöglich qualmen in so ...«, für eine Sekunde war Cecil um Worte verlegen, »... so einem intimen Rahmen. Was würde Ihre Mutter von mir denken? Man würde es im ganzen Haus riechen. Selbst auf Corley sind wir in der Beziehung strikt.« Er fixierte Hubert mit einem boshaften schmalen Lächeln, um anzudeuten, dies könne auch für ihn ein spannender Moment werden, eine Gelegenheit, mit den Konventionen zu brechen und dennoch irgendwie das Richtige zu tun. George hatte nicht den Eindruck, als könnte Hubert diese Ansicht teilen, und weiteren Einlassungen zuvorkommend, sagte er: »Wir plaudern morgen Abend mal richtig miteinander, Huey, wenn Harry auch da ist, ja?«

»Natürlich, das machen wir«, sagte Hubert. Er schien nicht sonderlich gekränkt, etwas konsterniert vielleicht, aber auch erleichtert, und fügte sich bereitwillig dem Pakt zwischen den Cambridge-Männern. »Wissen Sie, Valance, wir legen hier keinen Wert auf Förmlichkeiten! Sie können draußen so viel stänkern, wie Sie wollen, ich jedenfalls ...«, sagte er, wobei er mit einer Miene, als sei er sich selbst genug, mit dem Etui wedelte, »ich treibe mich ein bisschen herum und genehmige mir einen Glimmstängel bei den Damen.«

6

Nach dem Essen ging Daphne nach oben und kam mit dem purpurroten, mit schwarzen Fransen besetzten Shawl ihrer Mutter wieder zurück. Sie hatte das Gefühl, sich Freiheiten herausgenommen zu haben, und schon meinte sie, das Hausmädchen würde sie kritisch beäugen. Man hatte Kaffee und Likör hereingebracht, und zerstreut bat Daphne um ein kleines Glas Ginger-Brandy, das Mrs Sawle ihr mit gelupften Augenbrauen und einem mokanten Lächeln einschenkte. Hubert stand auf dem Kaminvorleger, fuchtelte mit seinem Etui, klopfte mit einer Zigarette auf den Deckel und ließ die Gesichtsmuskeln spielen, als wollte er sich über etwas beklagen oder einen Witz erzählen oder überhaupt etwas von sich geben, wozu es aber nicht kam. Cecil, der das Haus offenbar nicht vollzuqualmen gedachte, hatte den Moment genutzt und die Terrassentür geöffnet und war mit seiner Zigarre nach draußen gegangen, George war ihm gefolgt. Mrs Kalbeck ließ sich mit einem geistesabwesenden Lächeln in ihrem Lehnstuhl nieder und summte, die diversen Flaschen im Visier, eines ihrer geliebten Leitmotive. Alle waren mehr oder

weniger betrunken. Für Daphne war es jedes Mal lehrreich zu beobachten, wie sich die Erwachsenen bei solchen Dinnergesellschaften auf die Getränke stürzten und wie sie sich danach aufführten. Gegen den steigenden Lärmpegel und das allgemeine Wohlwollen hatte sie nichts einzuwenden, auch nicht, dass alle nun aussprachen, was sie dachten, obwohl manches, was George dachte, ihr fremd war. Was sie störte, war das Verhalten ihrer Mutter, besonders wenn sie sich echauffierte und zu viel redete, eine Entwicklung, die jedoch die anderen, die ebenfalls betrunken waren, nicht zu beunruhigen schien. Das Walisische brach sich auf blamable Weise in ihrer Stimme Bahn, und bei Musik wurde sie weinerlich. »Sollen wir nicht ein bisschen Musik hören?«, sagte sie jetzt. »Ich möchte Cecil meine Emmy-Destinn-Platte vorspielen.«

»Die Tür steht offen«, sagte Daphne, »er kann sie draußen hören.« Es zog sie selbst hinaus, und den Shawl hatte sie in der romantischen Erwartung umgelegt, damit in den Garten zu gehen.

»Hilf mir mit der Maschine, Kindchen.«

Freda huschte durch den Raum und stieß gegen den kleinen runden Tisch mit Fotorahmen. Sie hatte breite Hüften, ihr Korsett war eng geschnürt, und das geraffte Rückenteil kniff wie eine Turnüre. Daphne sah ihr einige Sekunden zerstreut zu, und auf einmal erschien ihr die Gestalt ihrer Mutter, die ihr inniger und nachhaltiger vertraut war als alles andere auf der Welt, wie die einer gänzlich Unbekannten, einer resoluten kleinen Frau vor ihr in einem Geschäft oder im Theater. »Tja, also ich muss noch ein paar Briefe schreiben!«, verkündete Hubert. Mrs Kalbeck lächelte fad, um ihm zu bekunden, dass sie bei seiner Rückkehr immer noch da wäre.

Das aufrecht stehende, mahagoniverkleidete Grammophon war ein Geschenk ihres Nachbarn Harry Hewitt. Von der rechts aus dem Kasten ragenden Kurbel abgesehen sah es

aus wie ein Sheraton-Schränkchen, und vor den Gästen den Deckel aufzuklappen und die Schubladen zu öffnen und ihnen den eigentlichen Zweck zu demonstrieren gehörte zum Spaß am Musikhören dazu. Es hatte keinen Schalltrichter, und die Schubladen waren auch eigentlich keine Schubladen, sondern Lamellentüren, die das geheimnisvolle Fach verbargen, aus dem die Musik ertönte.

Ihre Mutter bückte sich jetzt nach dem untersten Regalfach, zog einige Schallplatten hervor und suchte Sentas Ballade. Es war nur ein Dutzend Platten, aber natürlich sahen sie alle gleich aus, und Freda hatte ihre Brille nicht auf.

»Kriegen wir den *Holländer* zu hören?«, fragte Mrs Kalbeck.

»Wenn Mutter ihn finden kann«, sagte Daphne.

»Ach, schön.« Die alte Dame lehnte sich mit einem Glas Cherry-Brandy in der Hand und einem gütigen geduldigen Lächeln zurück. Sie hatte alle Platten der Familie Sawle schon mehrmals gehört, John McCormack oder Nellie Melba, sodass sich in die Spannung das Gefühl des Immergleichen mischte, was ihrer Freude keinen Abbruch tat.

»Ist sie das hier?« Freda las mit zusammengekniffenen Augen die winzige Schrift auf dem Label.

»Komm, lass mich mal«, sagte Daphne, kniete sich neben sie und stupste sie so lange an, bis sie zur Seite ging.

Es war auch Daphnes Lieblingsplatte, weil sich etwas Unbeschreibliches in ihr ereignete, wenn sie sie hörte, anders als bei *La Traviata* oder der »Linden Lea«. Jedes Mal freute sie sich darauf, diese heftigen, beinahe schmerzlichen Emotionen aufs Neue zu durchleben. Sie legte die Scheibe auf die Matte, trank einen großen Schluck aus ihrem Glas, hustete verschämt und drehte die Kurbel bis zum Anschlag.

»Vorsicht, Kindchen!«, sagte ihre Mutter, eine Hand am Kaminsims, den Blick starr geradeaus, als wollte sie gleich selbst zu einer Arie ansetzen.

»Ein kräftiges Mädchen«, stellte Mrs Kalbeck fest.

Daphne senkte die Nadel und ging sogleich zur Terrassentür, um Ausschau nach den Jungen zu halten.

Das Orchester, da war man sich einig, ließ manches zu wünschen übrig. Die Streicher schrill wie Blechflöten und die Blechbläser polternd, als würde ein schwerer Gegenstand eine Treppe hinuntergeworfen. Daphne konnte dem zugutehalten, dass sie in der Queen's Hall immerhin schon mal ein echtes Orchester gehört hatte, und sie hatte eine Aufführung von *Das Rheingold* in Covent Garden gesehen, bei der sechs Harfen, mehrere Ambosse und ein gewaltiger Gong mitgespielt hatten. Man fand sich mit den Unzulänglichkeiten einer Schallplatte ab, wenn man wusste, wofür die blecheren und polternden Sequenzen standen.

Als Senta anhub zu singen, war man sogleich in ihrem Bann – Daphne sagte dieses Wort mit einem genüsslichen Schauer vor sich hin. Sie ließ sich auf einer Fensterbank nieder, den Shawl fest um sich geschlungen, und als der Ginger-Brandy ihre Lippen benetzte, trat ein geheimnisvolles Lächeln auf ihr Gesicht. Sie hatte vorher schon mal richtigen Alkohol getrunken, ein halbes Glas Champagner, als Huey volljährig wurde, und einmal, vor Jahren, hatten sie und George ein wenig kühn mit dem Brandy der Köchin experimentiert. So ein Drink war herrlich und aufwühlend, wie die Musik. Die unheimlichen Rufe des Mädchens ergriffen sie, *Johohoe, Johohoe*, eine deutliche Warnung vor einem tragischen Ereignis, doch zugleich hatte sie das köstliche Gefühl, dass sie sich um nichts, um gar nichts sorgen musste. Beiläufig sah sie zu den anderen: ihre Mutter, gefasst, wie auf den Ansturm der Meereswogen, Mrs Kalbeck, als die reifere Genießerin, den Kopf zur Seite geneigt. In Spontaneität lag Schönheit, und gerne hätte Daphne geäußert, was ihr durch den Kopf ging, doch sie hielt sich zurück. Versonnen betrachtete sie den Perserteppich. Zwei Ab-



Alan Hollinghurst

Des Fremden Kind

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 688 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-468-5

Blessing

Erscheinungstermin: September 2012

Im Sommer 1913 verbringt der junge aristokratische Dichter Cecil Valance ein Wochenende bei der Familie seines Cambridge-Kommilitonen George Sawle. Besonders Georges kleine Schwester Daphne ist sofort von dem gut aussehenden Gentleman eingenommen, und Cecil widmet ihr ein Gedicht. Es wird zum lyrischen Symbol einer ganzen Generation. Nach Cecils Tod im Ersten Weltkrieg ranken sich immer neue Mythen und Geheimnisse um die Person und das Werk des Dichters. Cecils Leser und sogar seine Familie stehen vor einem Rätsel.

In den folgenden Jahrzehnten werden nicht nur Daphne und George, sondern vor allem Cecils literarischer Nachlass von Öffentlichkeit, Biografen und Wissenschaft instrumentalisiert – entsprechend der jeweiligen literarischen und kulturellen Mode der Zeit. Doch dann macht sich ein junger Literaturfreund daran, Cecils Geheimnis zu lüften, und ein Antiquar macht eine überraschende Entdeckung ...

Ein sinfonischer Roman um eine schillernde und geheimnisvolle Figur – brillant erzählt in sinnenfreudigen Bildern und kommentiert mit ironischem Witz.